

Walther von Loewenich

Adolf von Harnack — Liberale Theologie als Anfrage an die Gegenwart

Eine Säkularerinnerung*



Adolf Harnack

Am 2. Januar 1879 hat der damalige Leipziger Extraordinarius Adolf Harnack einen Ruf auf das Ordinariat für Kirchengeschichte in Gießen angenommen. Harnack erhielt später als Gelehrter Weltruf. Wer war er damals?

Harnack ist am 7. Mai 1851 in Dorpat geboren als Sohn des Theologieprofessors Theodosius Harnack. Der Vater war ein strenger Lutheraner. Seine zweibändige Theologie Luthers ist gegen Albrecht Ritschl gerichtet, dessen bedeutendster Schüler später Adolf Harnack, der Sohn, werden sollte. Der Vater Harnack erhielt einen Ruf nach Erlangen. Adolf Harnack hat einen großen Teil seiner

* Festvortrag, gehalten am 22. Januar 1979 anlässlich der Harnack-Tage des Fachbereichs Religionswissenschaften an der Justus-Liebig-Universität Gießen.

Jugend, von 1853—1866, in Erlangen zugebracht. Der Vater kehrte dann nach Dorpat zurück. Hier begann Adolf Harnack das Studium der Theologie und setzte es 1872 in Leipzig fort. In Leipzig promovierte er 1873 mit einer Arbeit „Zur Quellengeschichte des Gnostizismus“, welche die Anerkennung durch den gefürchteten und berühmten Theodor Zahn fand. Im Januar 1874 habilitierte er sich mit der Schrift „De Apellis Gnosi monarchica“. Unter seinen Habilitationsthesen finden sich die Sätze: „Ein Leben Jesu kann nicht geschrieben werden“, und „Für die Exegese der hl. Schrift gibt es keine andere Methode als die grammatisch-historische“.

Noch galt der junge Harnack als eine große Hoffnung der streng lutherischen Theologie. Aber schon hatte sich bei ihm eine Wandlung vollzogen. In Leipzig ist Harnack ein Anhänger Ritschls geworden. Er trat mit ihm in Briefwechsel und besuchte ihn in Göttingen. Was er von ihm übernahm, war der antispekulative Zug, verbunden mit dem Rückgang auf die geschichtlichen Grundlagen des Glaubens. Harnacks Leipziger Hörer waren von seinen Vorlesungen fasziniert. Es bildete sich um ihn ein Freundeskreis, dem Julius Kaftan, Graf Baudissin, Emil Schürer, Eduard von Gebhardt und Friedrich Loofs angehörten, alles Männer, die später einen großen Namen bekamen. Nach Ablehnung eines Breslauer Angebotes wurde Harnack 1876 zum Extraordinarius in Leipzig ernannt. Am 7. Dezember 1878 erhielt er den Ruf nach Gießen; die Ernennungsurkunde ist vom 2. Januar 1879 datiert. Im Sommersemester 1879 trat Harnack in Gießen an.

Trotz seiner Jugend konnte er bereits als ausgewiesener akademischer Lehrer und Forscher gelten. Ende 1878 lagen von ihm 90 Veröffentlichungen vor, darunter allerdings 72 Rezensionen. Gegenüber Leipzig waren es in Gießen sehr kleine Verhältnisse; ganze 15 Studenten zählte die Theologische Fakultät. Aber gerade jetzt nahm sie einen großen Aufschwung. Dem damaligen Dekan, dem Alttestamentler Bernhard Stade (1848—1906), kommt ein wesentliches Verdienst an der Reorganisation der Theologischen Fakultät zu. In den Jahren 1878—1882 verjüngte sich die Fakultät durch die Berufung von Kattenbusch, Schürer, Harnack und Gottschick, die allesamt tüchtige Leute und zugleich Anhänger von Albrecht Ritschl waren. Diese geschickte Berufungspolitik hatte eine enorme Vermehrung der Hörerzahlen im Gefolge; 1885 waren es 105 Theologen. Die Theologische Fakultät war damals die stärkste Fakultät in Gießen.

Von 1879—1886 war Harnack in Gießen. Zwei Anekdoten aus dieser Zeit sollen hier erwähnt werden. Ein Student hielt den jugendlichen Professor für einen Kommilitonen höheren Semesters und bei der Einrichtung seiner Bibliothek gab er seinem Helfer die Anweisung: „Die Dogmatik stellen wir zur schönen Literatur“.

Das Thema der Antrittsvorlesung war „Die Entstehung der christlichen Staatskirche“; sie wollte aufzeigen, daß sich die Kirche schon vor Konstantin in

Richtung auf eine Staatskirche entwickelt habe. Im ersten Gießener Semester las Harnack je sechstündig Kirchengeschichte I und Dogmengeschichte; dazu kam noch ein zweistündiges Seminar. Als Ordinarius bekam er viele neue Verpflichtungen: Verhandlungen mit der Regierung, Denkschriften, Teilnahme an Pfarrkonferenzen, Prüfungen und anderes. In derselben Zeit verfaßte er 30 Artikel für die Theologische Realenzyklopädie (2. Aufl.) und schrieb 200 Rezensionen für die Theologische Literaturzeitung, deren Schriftleitung er 1881 übernahm und bis 1910 beibehielt. Das brachte ein gewaltiges Anwachsen der Korrespondenz mit sich, die er eigenhändig auf seinen berühmten Postkarten erledigte. Zugleich zeichnete sich immer klarer die eigene theologische Stellung ab. Zu nennen sind ferner die beiden Vorträge: „Das Mönchtum, seine Ideale und seine Geschichte“ 1881 und „Martin Luther in seiner Bedeutung für die Geschichte der Wissenschaft und der Bildung“ 1883.

Die bedeutendste Leistung der Gießener Zeit ist aber der 1. Band der Dogmengeschichte. 13 Monate hatte Harnack daran geschrieben. Dieses Tempo war nur möglich, weil 10 Jahre Vorarbeiten zugrunde lagen; es bleibt trotzdem erstaunlich genug. Die Anspannung war immerhin so groß, daß Harnack — das einzige Mal in seinem Leben — einen Sanatoriumsaufenthalt nehmen mußte. Der Druck begann im Mai 1885; am 19. Dezember 1885 konnte Harnack dem verehrten Ritschl das erste Exemplar überreichen. Die 2. Auflage erschien bereits 1888, die 5. 1931. Neben bewundernder Anerkennung regte sich auch die Gegnerschaft. Tief verwundet war Harnacks Vater; er verbat es sich in Kollegenkreisen, auf das Buch seines Sohnes angesprochen zu werden. Für ihn ging es nicht nur um eine theologische, sondern um eine glaubensmäßige Differenz. Am 29. Januar 1886 schrieb er an seinen Sohn: „Wer so zur Auferstehungstatsache steht, ist in meinen Augen kein Christ mehr.“ „Mit der Auferstehungstatsache steht und fällt mir das Christentum; mit ihr steht mir auch die Trinität bombenfest.“

Im Frühjahr 1885 erhielt Harnack einen Ruf an die Harvard-Universität. Da er sich aber in der freien Luft Gießens wohlfühlte, lehnte er ab. Im Wintersemester 1885/86 setzte die Leipziger Fakultät Harnack unico loco auf ihre Liste; die Berufung wurde aber durch das sächsische Oberkonsistorium verhindert. Noch ein Ereignis aus der Gießener Zeit soll erwähnt werden: Am 2. August 1879 verlobte sich Harnack mit Amalie Thiersch, einer Tochter eines Leipziger Chirurgen; die Schwiegermutter war eine Tochter von Justus Liebig, durch den die Universität Gießen Weltruf erlangt hatte. Die Hochzeit fand am 27. Dezember 1879 in Leipzig statt. So ist die Erinnerung Harnacks an seine ersten Ehejahre mit Gießen verknüpft.

1886 erfolgte der Ruf an das damals preußische Marburg. Der Abschied von Gießen fiel Harnack nicht leicht. Er lebte dort in einer gleichgesinnten Fakultät und war außerdem in eine starke Verbundenheit mit der hessischen Kirche gekommen.

Im Vergleich zu Gießen und Berlin wirken die Jahre in Marburg 1886 bis 1888 wie ein Intermezzo. Sie waren trotz der Kürze fruchtbar. Er fand auch dort gleichgestimmte Kollegen und der Hörerfolg war enorm. Von der Dogmengeschichte konnte 1887 der 2. Band erscheinen. Dann setzte der Kampf um die Berufung nach Berlin ein. Die Fakultät wünschte ihn einstimmig; der Berliner Oberkirchenrat widersetzte sich aufs schärfste. Es kam zu einer heftigen Pressekampagne. Auf Einzelheiten kann hier nicht eingegangen werden. Schließlich wurde Bismarck selbst zugunsten von Harnack eingeschaltet. Der Kanzler erhielt im Zusammenhang damit am 31. Oktober 1888 von Gießen den theologischen Ehrendoktor. Der junge Kaiser, Wilhelm II, unterzeichnete während des Manövers die Berufungsurkunde mit den Worten: „Ich will keine Mucker“.

In Berlin entfaltete sich die Tätigkeit Harnacks zu ihrer ganzen Größe. Man lese daraufhin die glänzende Biographie aus der Feder seiner Tochter Agnes von Zahn-Harnack. Das oft so verachtete „wilhelminische Zeitalter“ war eine eminent wissenschaftliche Zeit und einer der glanzvollsten Repräsentanten dieser Ära war ein Theologe! Das Ansehen der Theologie hat durch Harnack eine gewaltige Steigerung erfahren. In seinem Universalismus erinnert er an Goethe und Leibniz. Er war Kirchen- und Dogmenhistoriker und hat darin immer seine eigentliche Aufgabe erblickt. „Was ich gelernt habe, habe ich an der Kirchengeschichte gelernt, und wenn es mir vergönnt gewesen ist, über ihre Grenzen hinauszuschauen, so hat sie mir die Wege gewiesen; denn nichts Menschliches ist ihr fremd.“ (Aus Wissenschaft und Leben I, 1911, Vorrede.) Auf diesem Gebiet liegt seine epochale wissenschaftliche Bedeutung; man kann getrost die Geschichte der Dogmengeschichte in die Zeit vor und nach Harnack einteilen. Sein dreibändiges Lehrbuch der Dogmengeschichte ist noch heute das klassische Werk dieser Disziplin. Dieses Hauptwerk ist umgeben und gestützt von einer schier unglaublichen Fülle von Einzeluntersuchungen und Monographien aus dem Gebiet der Kirchengeschichte und des Neuen Testaments. Ich nenne nur die dreibändige Altchristliche Literaturgeschichte, die Geschichte der Mission und Ausbreitung des Christentums in den ersten 3 Jahrhunderten, die Monographie über Marcion. Die Bibliographie von Friedrich Smend 1927 zählt 1500 Nummern. Von 1876—1929 hat Harnack über 650 Rezensionen, 78 Artikel in der Realenzyklopädie und 70 Beiträge in den Sitzungsberichten der Berliner Akademie verfaßt; daneben stehen die Gedächtnisreden auf Neander, Mommsen, Schürer, Holl und Troeltsch. Dieser König der Wissenschaft war zugleich sein eigener Kärner. Die einzigartige Verbindung von Einzelforschung und Zusammenschau gibt seiner Arbeit ihr Gepräge. Harnack war ein aristokratischer Geistesfürst; aber er hat sehr früh den Wert und die Notwendigkeit wissenschaftlicher Gemeinschaftsarbeit erkannt. Er gab die Theologische Literaturzeitung heraus und die Texte und Untersuchungen zur Geschichte der

altchristlichen Literatur; er war Vorstand der von ihm gegründeten Kirchenväterkommission.

Nach 1900 hat sich sein Horizont ins Universale erweitert. Bereits der 39jährige wurde Mitglied der Berliner Akademie der Wissenschaften; er gab und empfing dort unzählige Anregungen. Für ihr 200jähriges Jubiläum schrieb er in 3 Bänden die Geschichte der Akademie und behandelte dabei auch die Entwicklung der naturwissenschaftlich-mathematischen Disziplinen. Pünktlich in 4 Jahren war das Werk fertig. In denselben Jahren erreichte er einen Höhenpunkt seiner Lehrtätigkeit: Im Wintersemester 1899/1900 trug er ohne Manuskript die berühmte öffentliche Vorlesung über das „Wesen des Christentums“ vor. Die Nachschrift wurde in 14 Sprachen übersetzt und erlebte bis 1927 mit 70000 Stück 14 Auflagen. 1964 erschien im Siebenstern Taschenbuch-Verlag eine Neuauflage mit einem beachtlichen Vorwort von Rudolf Bultmann, jetzt eine solche mit Vorwort von Trillhaas. Das „Wesen des Christentums“ war das wirkungsvollste theologische Buch in der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg. Im Jahr 1900 war Harnack Rektor der Berliner Universität; seine Rektoratsrede war die glänzende Abhandlung über „Sokrates und die alte Kirche“.

Harnack verstand die Wissenschaft als Dienst am Leben; es drängte ihn zur Tat. 1905 übernahm er das Amt eines Generaldirektors der Königlichen Bibliothek in Berlin, das er 15 Jahre lang vorbildlich führte. 1911 wurde er Präsident der von ihm angeregten Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft. 1903—1912 war er Präsident des von ihm gegründeten Evangelisch-sozialen Kongresses. Und das alles neben seiner Tätigkeit als Professor und Forscher! Hochschulpolitische Fragen und Probleme der allgemeinen Bildung beschäftigten ihn. Die 7 Bände seiner „Reden und Aufsätze“ zeigen die Tiefe und Weite seiner Interessen. Ehrungen blieben nicht aus. 1910 wurde ihm der Titel Exzellenz, 1914 der erbliche Adel verliehen. Nach dem Krieg war er als erster deutscher Botschafter in den USA vorgesehen, ein Amt, das er aber nicht annahm. 1921 wurde er emeritiert; am 10. Juni 1930 ist er auf einer Reise im Dienst der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft in Heidelberg gestorben.

Die für sein theologisches Erbe am meisten bezeichnenden Werke Harnacks sind seine Dogmengeschichte und „Das Wesen des Christentums“. Aus der Dogmengeschichte folgt für Harnack, daß das dogmatische Christentum antiquiert ist. „Die Behauptung der Kirchen, daß die Dogmen lediglich die Darlegung der christlichen Offenbarung selbst seien, weil aus den hl. Schriften gefolgert, wird von der geschichtlichen Forschung nicht bestätigt. Vielmehr ergibt sich, daß das dogmatische Christentum (die Dogmen) in seiner Konzeption und seinem Ausbau ein Werk des griechischen Geistes auf dem Boden des Evangeliums ist“. Man darf dabei den Schluß des Satzes „auf dem Boden des Evangeliums“ nicht überhören, aber die These von der Hellenisierung des Christentums bleibt. Sie ist bis heute nicht widerlegt, auch wenn wir unterdessen den Einfluß orientalischer Elemente stärker veranschlagen. Daraus folgt eine Relativierung des Dogmas;

es ist keine absolute Wahrheit, es ist nicht „göttlich geoffenbart“, divinitus revelatum, wie die katholische Formel heißt. Das Dogma hat sich geschichtlich entwickelt und war nicht zu allen Zeiten dasselbe. Es geht zurück auf die Arbeit der Theologen; aber „das Dogma hat stets im Fortschritt der Geschichte seine eigenen Väter verschlungen.“ Man denke an das Schicksal des Origenismus in der alten Kirche. Harnack bekennt sich zu der These von David Friedrich Strauß: „Die Geschichte des Dogmas ist seine beste Kritik.“ Alle spekulative und konstruktive Deutung der dogmengeschichtlichen Entwicklung wird von Harnack abgelehnt; in der Geschichte gibt es auch Fehlentwicklungen. Das dogmatische Christentum der alten Kirche wurde durch Augustin und Luther zwar nicht beseitigt, erfuhr aber tiefgreifende Umbildung. Augustin konzentrierte das theologische Denken auf Sünde und Gnade; für Luther ist der eigentliche Glaube kein Fürwahrhalten von Sätzen und Fakten, sondern existenzieller Heilsglaube. Die Dogmengeschichte hat also die theologische Aufgabe, die Kirche vom dogmatischen Christentum zu befreien. Harnack ist der Theologe des „undogmatischen Christentums“. Das besagt nicht, daß es überhaupt keine lehrhaften Aussagen gibt, wohl aber, daß alle dogmatischen Aussagen inadäquat und approximativ, relativ und nicht absolut sind. Die „reine Wahrheit“ ist nur für Gott allein.

Dieses undogmatische Christentum findet Harnack bei dem Jesus der Evangelien. Darum fordert er im „Wesen des Christentums“ den Rückgang auf das „schlichte Evangelium Jesu“. Es war undogmatisch, ohne Christologie und Trinitätslehre. „Nicht der Sohn, sondern der Vater allein gehört in das Evangelium, wie es Jesus verkündigt hat, hinein.“ Aus dem Evangelium Jesu ist freilich bereits im Neuen Testament das Evangelium von Jesus geworden, vor allem durch Paulus. Entscheidend ist aber für uns das Evangelium Jesu selbst. Es verkündigt 1. das Reich Gottes und sein Kommen, 2. Gott, den Vater, und den unendlichen Wert der Menschenseele, 3. die bessere Gerechtigkeit und das Gebot der Liebe. Die eschatologischen Aussagen Jesu sind zeitbedingt; das Reich Gottes ist für Jesus eine gegenwärtige Größe, es ist „inwendig in uns“ (Luk. 17,21). Diese Ausführungen übten auf die damaligen Gebildeten eine ungeheuer befreiende Wirkung aus. Man glaubte zu erkennen: 1. Der Glaube ist nicht auf Spekulationen und Dogmen, sondern auf eine feste historische Grundlage, nämlich auf das Evangelium Jesu, gegründet. 2. Dieses Evangelium ist undogmatisch und schlicht. Das undogmatische Christentum, nach dem man verlangte, ist nicht eine moderne Verlegenheit, sondern das wahre Christentum. Man kann ein moderner Gebildeter und zugleich ein wahrer Christ sein.

Harnack war der glänzendste Vertreter des theologischen Liberalismus in Deutschland. Seinen Gegnern war er turmhoch überlegen. Die Ära von Schleiermacher bis Harnack ist ein glanzvolles Stück der Theologiegeschichte. In dieser Reihe stellt Harnack einen Höhepunkt dar. Aber ist er nicht auch der Abschluß dieser Reihe? Ist mit ihm diese Ära nicht unwiderruflich zu Ende?

Gehört das theologische Erbe Harnacks nicht endgültig der Vergangenheit an? Können wir heute noch von Harnack theologisch etwas lernen?

Natürlich war auch dieser Große ein Kind seiner Zeit. Hermann Sasse (Zeitwende 1936) urteilt: „Was Theologie ihrem tiefsten Wesen nach ist, das hat Harnack nie verstanden.“ „So wird er auch nicht als Theologe fortleben — was von seinem Werke bleibt, das sind wichtige historische Feststellungen, aber alle seine theologischen Gedanken sind heute bereits veraltet.“ „So gehört denn sein wissenschaftliches Lebenswerk weniger der Geschichte der Theologie an als dem Kapitel der deutschen Geistesgeschichte, das die Überschrift trägt: das Ende des deutschen Idealismus.“ Stimmt dieses Urteil?

1. Am meisten über Harnack hinausgeführt hat zweifellos die neutestamentliche Forschung. Man braucht nur Bultmann neben Harnack zu stellen, um den Fortschritt zu erkennen. Er wird an 3 Punkten sichtbar.

a) Die religionsgeschichtliche Forschung, von Harnack abgelehnt, hat die Abhängigkeit des Neuen Testaments von der religiösen Umwelt nachgewiesen, vom Hellenismus und vom Spätjudentum, vielleicht auch von der Gnosis. Man hat pointiert das Neue Testament ein „synkretistisches“ Buch genannt.

b) Die Formgeschichte hat gezeigt, daß die Evangelien auf mündliche Tradition zurückgehen. Den Grundstock bilden kleine Einheiten, die ihren Sitz im Leben haben, und erst später redaktionell zusammengefügt wurden. Damit wird es endgültig unmöglich, historisch zuverlässig ein Leben Jesu zu schreiben. Harnack hat in dieser Beziehung trotz seiner Habilitationsthese zu viel Zutrauen zu der Geschichtlichkeit der Evangelien bewiesen. Was echte Jesusworte sind und was Gemeindefradition ist, läßt sich nicht mit Sicherheit feststellen.

c) Seit Johannes Weiß und Albert Schweitzer ist nicht mehr zu verkennen, daß die Evangelien eine Eschatologie der Naherwartung des Reiches Gottes vertreten und überhaupt nur von daher zu verstehen sind. Von dieser Naherwartung zeugen auch die überlieferten Jesusworte, z. B. Mt. 16, 28. Harnack hat die Naherwartung als bloßes Traditionselement aus der Verkündigung des historischen Jesus eliminiert. Nach Harnack ist für Jesus das Reich Gottes eine geistige Größe. Jesus ist ein religiöser Weisheitslehrer, kein apokalyptischer Prophet.

Im allgemeinen gilt das Jesusbild Harnacks für wissenschaftlich überholt. Es gibt aber auch Stimmen, die von der konsequenten Eschatologie abrücken. Eine absolut sichere Entscheidung, was die Meinung Jesu war, kann wohl aus formgeschichtlichen Gründen nicht getroffen werden. Das „schlichte Evangelium Jesu“ läßt sich nicht mit Sicherheit aus den Quellen herausdestillieren. Darum kann auch das „undogmatische Christentum“ nicht einfach mit dem Hinweis auf das Evangelium Jesu begründet werden. Es ist vielmehr eine Forderung, die sich aus der systematischen Besinnung über die Dogmengeschichte und aus dem Wesen religiöser Wahrheit ergibt. Troeltsch hat mit Recht darauf hingewiesen, daß sich das Wesen des Christentums nicht aus seiner

Geschichte ablesen läßt, sondern einem Idealbild vom Christentum entspricht.

2. Gegen Harnack ist der Vorwurf des Historismus erhoben worden. In der Tat lebte Harnack, der Zeitgenosse und Kollege von Mommsen, im Zeitalter des Historismus. Richtig ist auch, daß er durch historische Forschung zu einem Verständnis des Christentums kommen wollte. Die Dogmatik hat er nicht hochgeschätzt. Aber es ist völlig abwegig, in dem Kirchenhistoriker Harnack einen neutralen Gelehrten zu sehen. Harnack hat sich durch und durch als Theologe gefühlt und auch die Kirchen- und Dogmengeschichte als Theologe betrieben, wenn auch mit historischer Methode. Wäre Harnack nur neutraler Historiker gewesen, so wäre ihm der Streit um seine Theologie erspart geblieben; man denke an die Berufungsschwierigkeiten, an den Apostolikumsstreit 1892, an die Angriffe auf das „Wesen des Christentums“. Barth hat gegen den Neuprotestantismus den Vorwurf des Historismus und Psychologismus erhoben. Über die historischen Fragen setzt sich Barth souverän hinweg. Sasse erklärt: „Alle Historie ruht auf einer Dogmatik.“ Wir stellen die Gegenfrage: Wie soll sich ein dogmatisches Christentum ehrlicherweise behaupten können, das vor der historischen Forschung nicht standhält? Das theologische Interesse an der Historie folgt aus dem reformatorischen Schriftprinzip. Das „allein die Schrift“ verlangt eine kritische Haltung gegenüber der dogmatischen Tradition. Wer diese kritische Haltung ablehnt, spricht der Reformation das Daseinsrecht ab. Wenn Luther das alte Dogma beibehalten hat, dann nicht wegen seiner kirchlichen Dignität, sondern weil es nach seiner Auffassung nichts anderes als eine legitime Auslegung der hl. Schrift war. Wenn wir heute sehen, daß das nicht der Fall ist, rückt das alte Dogma aus seiner beherrschenden Stellung heraus. Harnacks Rückgriff auf das „ursprüngliche“ Evangelium setzt also eine reformatorische Tendenz fort. Die Dogmengeschichte ist vom Evangelium her zu interpretieren und nicht umgekehrt das Evangelium vom späteren Dogma aus; das allein ist reformatorisches Denken. Das Dogma ist auch nicht in geradliniger Konsequenz aus dem Neuen Testament erwachsen, etwa aus Joh. 1,14; das zu behaupten wäre eine ungeschichtliche Konstruktion. Überdies haben sich ganze Partien des Neuen Testaments dogmatisch nicht ausgewirkt.

Aus dem reformatorischen Schriftprinzip folgt nicht nur die Kritik der Dogmengeschichte und des Dogmas, sondern auch die Notwendigkeit der historisch-kritischen Schriftforschung. Wenn alles darauf ankommt, den Sinn der hl. Schrift zu erkennen, dann darf man die wissenschaftlichen Hilfsmittel nicht verschmähen, die uns zur Verfügung stehen. Man kann einen Text zunächst einmal nicht anders als nach historisch-philologischer Methode interpretieren. Alle hermeneutischen Erwägungen dispensieren nicht von der simplen Frage: Was steht da? Was hat der Verfasser gemeint? Wollte man dem eine sog. theologische Methode entgegenstellen, so würde das zu einer doppelten

Wahrheit führen. Man würde sich damit um den Ertrag der exegetischen Arbeit bringen.

Die heute geforderte existentielle und existenzielle Interpretation ist weder die Voraussetzung für die historische noch darf sie zu ihr in Gegensatz treten. Was der historisch verstandene Text mir heute sagt, ist eine andere Frage, die mit der nach der ursprünglichen Meinung nicht vermengt werden darf. Auf diesen nüchternen Überlegungen beruht die exegetische Arbeit Harnacks. Von ihnen sollte man auch heute nicht abgehen.

Die historisch-kritische Schriftauslegung wird weithin zu anderen Ergebnissen kommen als die der Reformationszeit. Daraus müssen die theologischen Konsequenzen gezogen werden, wie das Harnack getan hat. Vom reformatorischen Schriftprinzip her verbietet sich die Verabsolutierung der reformatorischen Lehrtradition. Ein Luthertum, das sich selbst absolut setzt, ist unreformatorisch. Harnacks Kritik an der reformatorischen Doktrin am Schluß seiner Dogmengeschichte entspricht also durchaus einem reformatorischen Prinzip, gleichviel wie man inhaltlich zu ihr steht. Unsere heutige Schrifterkenntnis unterscheidet sich von der reformatorischen vor allem an 2 Punkten: 1. Wir sehen heute die durchgängige historische Bedingtheit der Schriftaussagen.

2. Wir sehen, daß die hl. Schrift keine einheitliche dogmatische Lehre vertritt. Aus beidem ergibt sich die Forderung eines undogmatischen Christentum als eine theologische Notwendigkeit. Mit dem Schlagwort „Historismus“ kommt man dem Entscheidenden nicht bei.

3. Man wirft Harnack vor, sein Christentum sei nichts anderes als Humanitätsreligion. Tatsächlich trägt das Jesusbild bei Harnack aufklärerische Züge. Jesus lehrt eine humane Frömmigkeit. Bezeichnend dafür ist das Stichwort vom „unendlichen Wert der Menschenseele“. Vieles bei Harnack erinnert an die Religion Goethes, in dessen Weisheit er sich heimisch fühlte. Für die Fremdartigkeit des Evangeliums, wie sie uns durch Albert Schweitzer und vor allem durch den jungen Karl Barth eindrücklich vor Augen gestellt wurde, hatte Harnack kein starkes Gespür. Die Begegnung zwischen Harnack und Barth, seinem früheren Schüler, auf der Studentenkonferenz in Aarau 1920, verlief negativ. Zum erstenmal in seinem Leben mußte Harnack nach eigener Aussage feststellen, daß ihm für eine theologische Richtung jegliche Antenne fehle. Was wir durch Barth und durch die Beschäftigung mit Luthers Kreuzestheologie an biblischer Einsicht gewonnen haben, tritt uns bei Harnack nicht entgegen, wenn er auch in seinem Spätwerk Marcion 1921 Verständnis für dessen Evangelium vom fremden Gott und für die Paradoxien des Evangeliums bewiesen hat. Unserer Generation erscheint das „Wesen des Christentums“ zweifellos als zu harmlos. Zwischen uns und dieser Vorlesung liegen zwei Weltkriege und unzählige andere politische und menschliche Katastrophen.

Aber wir sollen nicht vorschnell urteilen. Es besteht die Gefahr, daß wir in der Theologie von einem Extrem ins andere fallen. Die Beseitigung aller Bindestriche

zwischen dem Evangelium und anderen geistigen Größen durch den jungen Barth hat sich längst als eine Einseitigkeit erwiesen. Evangelium und Religion sind keine absoluten Gegensätze. Der verpönte Psychologismus hat eine überraschende und nicht immer erfreuliche Aufwertung erfahren. Das Interesse am historischen Jesus ist in der Bultmann-Schule wieder legitimiert worden. Das Schwelgen in Paradoxien wirkt allmählich langweilig. Über der Fremdartigkeit des Evangeliums dürfen wir nicht vergessen, daß die Botschaft Jesu auch echt humane Züge trägt. Ich verweise auf die Gleichnisse vom verlorenen Sohn und vom barmherzigen Samariter, auf Jesu Stellung zu den jüdischen Reinigungsvorschriften und auf das gewaltige Kapitel vom Gericht nach den Werken Mt. 25. Die „reine Menschlichkeit“ ist jedenfalls nicht so fern vom Reich Gottes, wie es uns die Theologie in den Jahrzehnten nach 1920 einreden wollte. Nur ein völlig ungeschichtliches Denken könnte den Versuch machen, das Urchristentum in unserer Gegenwart zu erneuern. Auch die Reformation war keine Erneuerung des Urchristentums. Harnack hat das klar gesehen. Das Christentum kann nur lebendig bleiben, wenn man es nicht auf eine bestimmte Epoche festlegt. Die deutsche Bildungsschicht zur Zeit Harnacks lebte noch in den Ideen des Humanismus, des deutschen Idealismus und der Klassik. Das hat sich seitdem geändert. Aber das Verlangen nach einer neuen Humanität ist unserer Generation nicht fremd. Das Christentum kann dabei nicht abseits stehen. In einer Zeit, in der die Barbarei und die Unmenschlichkeit überall vordringen, hat das Christentum noch mehr als früher eine Verantwortung für das Menschsein, eine humane Aufgabe. Es soll sich auch als ein Bildungsfaktor bewähren. Christianitas und Humanitas dürfen nicht auseinandergerissen werden. Das humane Christentum Harnacks, das wir gewiß nicht einfach kopieren wollen, erscheint so in einem neuen Licht. Es steht als Mahnzeichen vor uns. Das Vertrauen auf die Lösung rein dogmatischer und metaphysischer Fragen ist uns trotz Barth nicht ohne Grund abhanden gekommen. Es wäre viel gewonnen, wenn wir uns zu einem undogmatischen Christentum im Sinn einer biblisch vertieften Humanität bekennen könnten.

Harnack ist zu seinen Lebzeiten stark befehdet worden. Vieles, was man ihm vorwarf, ist unterdessen längst zu einer theologischen Selbstverständlichkeit geworden. Harnack war kein Bilderstürmer. Er war in seiner Kritik stets maßvoll. Er kann uns heute streckenweise sogar als merkwürdig konservativ erscheinen. Wir haben unterdessen in der Theologie weit radikalere Positionen erlebt. Und schließlich sollte auch die berechtigte Kritik an Harnack nicht vergessen: Er war bei aller Gelehrsamkeit und kritischen Wachsamkeit ein Mann schlichter Herzensfrömmigkeit. An einem Vers von Paul Gerhardt konnte er sich trotz dogmatischer Distanz aufrichtig erbauen. Die Parole, „fromm und frei“, hat in ihm einen überzeugenden Vertreter gefunden.

Vor 50 Jahren glaubte man in der Theologie mit Harnack fertig zu sein. Das hat sich unterdessen doch wohl geändert. Harnack erscheint uns wieder als einer der

Großen in der Geschichte der evangelischen Theologie. In Gießen hat er entscheidende Jahre zugebracht; dort ist er zum Verfasser seiner Dogmengeschichte geworden. In diesem Jubiläumsjahr darf man es in Gießen mit Stolz bekennen: Er war unser.